

## Mission in der Region

### I Problematik und Bedeutung des Missionsbegriffs

Der Missionsbegriff schillert. Er bezeichnet einerseits etwas, was für die christliche Kirche grundlegend ist (obwohl der Missionsbegriff selbst in der Bibel nicht vorkommt). Er bezeichnet andererseits etwas, was in Geschichte und Gegenwart auch vielfältig belastet ist.

- So verstehen viele Menschen „Mission“ bzw. „Missionierung“ als Bezeichnung für eine Form religiöser Mitgliedergewinnung, die den Charakter von Abwerbung hat. (Würden Sie zu einem Nichtchristen, mit dem Sie über Ihren Glauben sprechen wollen, jemals sagen: „Ich will Dich/Sie missionieren“?)
- Bei „Mission“ denken viele Menschen an die Akte der Zwangschristianisierung (durch Taufe unter Todesdrohung) oder Zwangsislamisierung (durch Dschihad), die es in der Geschichte tatsächlich gegeben hat und die als eine schwere Hypothek auf dem Missionsbegriff lasten.
- „Mission“ steht zugleich für eine große christlich-kulturelle Bewegung vor allem des 19. Jahrhunderts mit erheblichen ökonomischen Anteilen (Kolonialisierung, Kautschuk, Baumwolle, Kattun, aber auch Missionsschulen, -krankenhäuser, Erhaltung von bedrohten Sprachen und Kulturen), deren Auswirkungen man wohl mit Fug und Recht als ambivalent bezeichnen muss, die also nicht einfach verteufelt aber auch nicht glorifiziert werden dürfen.
- Bei jeder christlichen Taufe wird der Text verlesen (Mt 28, 16-20), der unter dem Namen „Missionsbefehl“ im kulturell-religiösen Gedächtnis abgespeichert ist und die weltweite Verkündigung des Evangeliums von Jesus Christus als Befreiung von religiöser Angst und Orientierungslosigkeit meint. Damit wird etwas angesprochen, was zum Wesen der universal gültigen, alle Menschen meinenden Botschaft Christentums gehört und in der Barmer Theologischen Erklärung Ausdruck findet in der Beschreibung des kirchlichen Auftrags mit den Worten: „die Botschaft von der freien Gnade Gottes auszurichten an alles Volk“ (BTE VI).
- Vom Anfang des 19. Jahrhunderts stammt schließlich der Begriff der „Inneren Mission“ den Friedrich Lücke geprägt und Johann Hinrich Wichern auf dem Wittenberger Kirchentag von 1848 nicht nur zur Diskussion gestellt, sondern alsbald tatkräftig umgesetzt hat. Dieser Begriff, mit dem – als Pendant zur Äußeren Mission – die christlich motivierte Liebestätigkeit gegenüber den durch die Industrialisierung verelenden (aber auch entkirchlichten) Massen bis in die siebziger Jahre des 20. Jahrhunderts bezeichnet wurde (dann: „Diakonie“) enthält sowohl eine soziale als auch eine volksmissionarische Komponente; denn die Fürsorge und Liebestätigkeit sollte Menschen in ganzheitlicher Weise etwas von der Wirklichkeit und Heilsamkeit des Evangeliums spüren und erfahren lassen – und hat dies auch in einem erheblichen Maße geleistet. Für die heutige Situation ist dieser Ansatz aus zwei Gründen immer noch aktuell und relevant: 1.) weil er darüber nachzudenken nötigt, inwiefern Mission auch durch Taten und Strukturen geschieht, und 2.) weil er ins Bewusstsein rückt, dass die missionarische Aufgabe und Verkündigung auch in einem Land mit volkswirtschaftlichen Strukturen und einem hohen christlichen Bevölkerungsanteil nicht ein für alle Mal erfüllt und erledigt ist, sondern sich auf Grund von zwischenzeitlich eintretenden Erosionen (z. B. durch die Religionspolitik der DDR und durch Säkularisierungs- und Pluralisierungstendenzen in der BRD) neu stellen kann. Wenn heute vom missionarischen Auftrag der Kirche die Rede ist, dann ist – wenn ich recht sehe – vor allem diese Situation im Blick.
- In missionstheologischen Zusammenhang wird der Missionsbegriff seit einiger Zeit häufig ergänzt oder ersetzt durch den (biblischen) Begriff der „Sendung“. Dieser nach

meiner Beobachtung wenig(er) belastete Begriff kann sowohl als Nomen actionis den Vorgang bezeichnen, durch den jemand einen Auftrag erfüllt, als auch den Inhalt des Auftrags, die Botschaft selbst. In diesem Sinn kann dann auch in säkularen Zusammenhängen von der „Sendung“ und sogar von der „Mission“ gesprochen werden, die jemand (als Individuum oder als Körperschaft) hat. Diesen Sendungsbegriff halte ich für relativ gut geeignet, um das auszudrücken, was „Mission“ im Kontext des christlichen Glaubens und speziell der Ekklesiologie meint.

## II Mission/Sendung als Seins- und Sollensaussagen für Christenmenschen

- 1.) Auf einer grundlegenden und umfassenden Ebene bezeichnet Mission/Sendung etwas, was nicht (nur) geschehen soll, sondern etwas, das unweigerlich geschieht. Paulus hat dafür ein m. E. sehr glückliches Bild geprägt, wenn er im 2 Kor 3,2f. die Gemeinde anschreibt mit den Worten: „Ihr seid unser Brief, in unser Herz geschrieben, erkannt und gelesen von allen Menschen! Ist doch offenbar geworden, dass ihr ein Brief Christi seid, durch unsern Dienst zubereitet, geschrieben nicht mit Tinte, sondern mit dem Geist des lebendigen Gottes, nicht auf steinerne Tafeln, sondern auf fleischerne Tafeln, nämlich eure Herzen“. Dieses Bild erinnert an etwas, das in dem ganzen Nachdenken über Mission/Sendung nicht aus dem Blick geraten sollte: Wir sind faktisch immer schon eine Botschaft für andere Menschen, auch wenn wir dies möglicherweise gar nicht sein wollen oder uns dessen nicht bewusst sind. Davon wird im schlechteren Fall gesagt, dass unsere Taten so laut sprechen, dass man unsere Worte gar nicht hört, oder im besseren Fall, dass wir gar nicht viel sagen müssen, weil unser Verhalten und Sein für sich spricht. Die Frage nach unserem missionarischen Engagement kehrt sich im Blick darauf möglicherweise in heilsamer Weise um zu der selbst-prüfenden Aussage: Was für eine Botschaft bin ich eigentlich in Bezug auf meinen christlichen Glauben? (Das ist ähnlich fruchtbar wie die Anwendung von Luthers Gottes-„Definition“ aus dem Großen Katechismus zum Zwecke der Selbstprüfung: „Woran hänge ich eigentlich mein Herz?“) Auf dieser grundlegenden Ebene ist jeder (getätigte oder unterlassene) Kirchgang, jedes (gesprochene oder nicht gesprochene) Tischgebet ein missionarischer Akt, fragt sich nur wofür?
- 2.) Etwas spezieller und näher bei dem, woran wir üblicherweise denken, wenn wir von „Mission“ hören oder reden, ist das was Petrus und Johannes 1. Apg. 4,20 dem Hohen Rat auf das Verbot der Christusverkündigung hin antworten: „Wir können's ja nicht lassen, von dem zu reden, was wir gesehen und gehört haben“. Hier ist zwar auch nicht von einem Sollen sondern von einem Nicht-anders-Können die Rede, aber hier geht es nun doch um das, was Menschen (in diesem Fall die Apostel) sagen, weil sie davon (so) erfüllt sind. Solche Situationen gibt es auch im alltäglichen Leben immer wieder – sei es im Blick auf dramatische Katastrophen, die man miterlebt hat, oder im Blick auf neue Einsichten, die einem zuteil geworden sind, oder auch im Blick auf Verunsicherungen, die einem widerfahren sind. Und je nachdem hat das Nicht-anders-Können jeweils eine andere Motivation und Funktion. Es kann dem Ziel dienen, Zustimmung und Bestätigung zu erreichen, oder die Funktion haben, einen inneren Überdruck loszuwerden, oder etwas Faszinierendes anderen mitzuteilen, damit sie daran ebenfalls Anteil bekommen können. Vermutlich gibt es verschiedene Formen des missionarischen Engagement alle diese Motivationen und Funktionen, aber nicht alle sind der Sache und dem kirchlichen Auftrag gleichermaßen angemessen. Wer durch seine Sendung seine eigene innere Unsicherheit beschwichtigen oder besiegen will, indem er Zustimmung und Bestätigung sucht, wird vermutlich weniger gut dem gegenüber die Entscheidung frei lassen können, auch „nein“ zu sagen, als wenn das Motiv darin besteht, einen anderen an etwas teilhaben zu lassen, was man selbst als großartig und wichtig empfindet. Diese letztgenannte Motivation ist bei

Paulus in 2 Kor 5,14 in die schönen Worte gefasst: „Denn die Liebe Christi drängt uns“. Wenn man der christlichen Sendung das abspürt, dann stimmt vermutlich auch der Ton, der die missionarische Musik macht.

- 3.) Insbesondere im Umfeld der Ostergeschichten finden sich nun doch auch die Sendungsaussagen, die zwar indikativische Form aber doch auch imperativen Sinn haben. Eine Schlüssel Formulierung taucht in Joh 20,21 auf: „Wie mich mein Vater gesandt hat, so sende ich euch“. Faszinierend daran ist nicht nur die Bestimmtheit und Reichweite dieses Sendungsauftrags, der mit dem vollmächtigen Vergeben oder Behalten der Sünden verbunden ist, sondern auch seine Einreihung in die Sendung Jesu durch den Vater (zum Heil der Welt). Dabei ist die Folgeordnung natürlich nicht unerheblich und darf ja nicht außer Acht gelassen werden. Im Unterschied zu Jesus Christus, der Mensch gewordenen Liebe Gottes, sind wir weder als einzelne Christenmenschen, noch als kirchliche Amtsträger noch als christliche Gemeinde oder Kirche im ganzen die Selbstoffenbarung Gottes in der Welt, aber wir sind beauftragt und bevollmächtigt, diese Selbsterschleißung Gottes in Jesus Christus der Welt zu bezeugen, und das ist unser von Gott durch Christus erteilter Auftrag. Worin dabei die Sendung Jesu besteht, die wir zu bezeugen haben, das lässt sich dem Neuen Testament im ganzen entnehmen, zusammengefasst aber insbesondere Texten wie der Antwort Jesu auf die Täuferanfrage (Mt 11,4-6 par. Lk 7,22f.) sowie der Antrittspredigt Jesu in Nazareth (Lk 4,18-21).
- 4.) Diese österliche Sendung ist freilich nichts völlig Neues, sondern hat ihre Vorläufer in der Berufung und mehrfachen Aussendung der Jünger während seines irdischen Wirkens (Mt 10,1-42; Mk 6,7-13; Lk 9,1-6). Dabei werden die Jünger zu derselben Verkündigung und Heilungstätigkeit beauftragt (und befähigt!), die auch für Jesu eigene Sendung charakteristisch ist. In diesen Zusammenhang gehört dann auch der nicht ermutigend wirkende Vergleich der Sendung der Jünger: „wie Schafe mitten unter die Wölfe“ (Mt 10,16) bzw. sogar „wie Lämmer mitten unter die Wölfe“ (Lk 10,3). Hier wird erkennbar, dass die Berufung auch insofern in die Nachfolge Jesu hineingehört, als sie das Leiden und Sterben um Jesu Christi willen als Möglichkeit mit einschließt. So beginnen und enden normalerweise keine Erfolgsgeschichten. Es ist nicht ungünstig, wenn wir diesen Aspekt der Mission/Sendung mit im Blick haben, gerade wenn Mission (in der Region) als Teil einer Strategie zu Erhaltung und Entwicklung der Kirche in den Blick genommen wird. Wo hat dieser Aspekt der Mission für uns seinen Ort?
- 5.) Auf einer fünften und letzten Ebene der Konkretisierung stoßen wir dann noch einmal auf den Missionsbefehl aus Mt 28,19f. mit seiner klaren imperativischen Form und dem entsprechenden Inhalt. Dabei stoße ich mich immer wieder an zwei Formulierungen: an dem „machtet zu Jüngern“ („μαθητεύσατε“, also „verjüngert“) und an dem „alle Völker“ („πάντα τὰ ἔθνη“). Beides ist ja enorm leicht missbrauchbar und in der Geschichte – vor allem im frühen Mittelalter unter Karl dem Großen – auch schrecklich missbraucht worden. Die Exegeten, die ich konsultiert habe, meinen freilich, dieser Missbrauch sei nicht im Taufbefehl angelegt; denn das Zu-Jüngern-Machen enthalte immer das Element der Freiheit, dem Ruf oder der Einladung in die Jüngerschaft auch abzusagen (wie es das im Neuen Testament ja auch gelegentlich gibt [z. B. reicher Jüngling]). Und die Erwähnung der Völker zeige lediglich den umfassenden, unbegrenzten Horizont, in dem Mission zu denken und zu treiben sei, um möglichst niemanden davon auszuschließen – auch nicht die „Heiden“.

### III Mission/Sendung in einem christianisierten, pluralistischen Land

Vor etwa 30-40 Jahren gab es eine breite (religions- und kirchensoziologische) Theoriebildung, die mit dem Paradigma der Säkularisierung arbeitete. Damit wurde eine alte kirchenrechtliche und staatskirchenrechtliche Kategorie aufgenommen, die ursprünglich den Übergang von Personen (z. B. Mönchen) oder Besitz (Ländereien, Baulichkeiten) aus einem kirchlichen in ein nicht-kirchliches Zugehörigkeitsverhältnis bezeichneten. Besonders bekannt und wirksam waren die Säkularisierungsprozesse, die im Zusammenhang mit der Reformation und den Napoleonischen Kriegen stattgefunden hatten: Ursprüngliches Kircheneigentum wurde zu weltlichem Eigentum (z. B. der Fürsten oder der Reichsstädte). Dieser rechtlich und ökonomisch orientierte Säkularisierungsbegriff erfuhr jedoch im 19. Jahrhundert eine geistesgeschichtlich orientierte Weitung, so dass nun der Prozess der Verweltlichung in Fragen des Glaubens und der Sitten als „Säkularisierung“ bezeichnet wurde. Dabei blieb jedoch für lange Zeit offen und strittig, ob diese Säkularisierung als Entkirchlichung, als Entchristlichung, oder ganz umfassend als Entreligionisierung zu verstehen und zu handhaben sei. Für und gegen alle drei Deutungen gibt es eine Vielzahl von Gründen, die auch die Anwendbarkeit des Begriffs „Säkularisierung“ betreffen.

Dieser Streit ist nie entschieden worden. Inzwischen ist aber die Kategorie der Säkularisierung in der Soziologie grundsätzlich und in ihrer Anwendbarkeit auf die gegenwärtige Welt radikal in Frage gestellt worden. Die durch den Positivismus des ausgehenden 19. Jahrhunderts genährte Vorstellung, die moderne Welt würde immer säkularer im Sinne von nicht-religiöser hat sich jedenfalls als so falsch erwiesen, dass der amerikanische Religionssoziologe Peter Berger schon im Jahr 1999 eine Gegenwartsanalyse unter dem Titel „Desecularization“ vorgelegen konnte, aus der hervorging, dass weltweit (mit Ausnahme Mitteleuropas) ein breiter Prozess religiöser Revitalisierung zu beobachten ist, der auch – aber natürlich nicht nur – dem Christentum zugute kommt. Die diesbezüglichen Wachstumszahlen aus Afrika, Amerika und Asien sind atemberaubend. Der 11. September 2001 spielt in diesem Zusammenhang natürlich auch eine Rolle, aber er ist nicht Auslöser dieser Bewegung, sondern allenfalls eines ihrer Symptome.

Welche religionssoziologische Kategorie tritt an die Stelle des Säkularisierungsbegriffs? Es ist der Pluralismusbegriff, der vom Begriff der Pluralität noch einmal zu unterschieden ist, weil er eine weltanschaulich-religiöse Vielfalt bezeichnet, die unhintergebar ist, also nicht in einer höheren oder tieferen Gemeinsamkeit aufgehoben ist und aufgehoben werden kann. Dieser Orientierung am Pluralismus-Begriff korrespondiert teilweise eine Orientierung am Milieubegriff, der ich persönlich jedoch aus mehreren Gründen distanziert bis skeptisch gegenüberstehe.<sup>1</sup>

Dass wir es in unserer Gesellschaft mit einer pluralistischen Situation zu tun haben, wird kaum irgendwo bestritten. Die Frage ist jedoch, was das für den kirchlichen Sendungsauftrag heißt und wie mit diesem Pluralismus umzugehen ist. Dabei scheint es mir für unsere Situation als typisch, dass Menschen, auch solche, die einer christlichen Kirche angehören, häufig ein sehr kritisches Verhältnis zur Kirche als Institution, auch zu ihrem Personal (also zur Pfarerschaft) und auch zu ihren Lehren haben, aber gleichwohl für sich eine Nähe zum Christentum bzw. zum Christsein in Anspruch nehmen. Ich erlebe immer wieder, dass Menschen, die sich total negativ zur Kirche und all ihren Inhalten geäußert und diese für kompletten Betrug erklärt haben, sich geradezu empört dagegen verwahren, wenn man sie als „ungläubig“ oder

---

<sup>1</sup> Ich halte die Milieueinteilungen (etwa die 12 Milieus der Sinus-Studie) einerseits für zu *unscharf*, andererseits für heuristisch *unergiebig*. Beides hängt insofern miteinander zusammen, als die Einteilung der Milieus teilweise schon anhand von Differenzierungen erfolgt, auf die sie dann erst angewandt werden sollen. Zudem spiegeln die Milieueinteilungen *Eindeutigkeiten* vor, die der gesellschaftlichen Realität nicht Rechnung tragen. Schließlich haben sie für die kirchliche Praxis *keinen Anwendungs- und Gebrauchswert*, da sich nichts darüber aussagen, wie mit den Angehörigen von kirchennahen oder kirchenfernen Milieus umgegangen werden sollte.

gar als „Atheisten“ bezeichnet. Ich empfinde das als eine ganz ambivalente Situation, die ich freilich deutlich von einer chancenlosen Situation unterscheiden würde.

Fragt man sich, woher diese Menschen ihre Kenntnisse über Kirche, Glauben, Christentum etc. beziehen, so ist es in der Regel nicht eigene Anschauung und Erfahrung, sondern vor allem ein massenmedial vermitteltes Sammelsurium von einzelnen Thesen, von Skandalgeschichten und dem, was man aus dem eigenen Umfeld gehört hat. Diese Informationsbasis wird jedoch in der Regel nicht als unzureichend empfunden, so dass ein darauf bezogenes Informationsbedürfnis nachweisbar wäre.

Eine Ausnahme hiervon bilden meiner Beobachtung nach junge Erwachsene, die (zum ersten Mal) Eltern geworden sind und sich vor der selbstempfundenen Aufgabe sehen, ihrem Kind nun auch in religiöser Hinsicht einen möglichst guten Start ins Leben ermöglichen wollen, aber selbst keine (befriedigende) religiöse Erziehung genossen haben. Bei dieser Gruppe gibt es ein relativ großes Interesse an Informationen, Materialien (Gebete, Lieder, Geschichten Kinderbibeln) und an Gesprächsmöglichkeiten mit anderen Eltern und mit religionspädagogisch kompetenten Ansprechpartnern. Das kann sich im Umfeld der Taufe oder des Kindergartens oder des Konfirmandenunterrichts artikulieren.

Deshalb vertrete ich – auch auf Grund der Ergebnisse aus unserer Untersuchung „Wachsen gegen den Trend“<sup>2</sup> – mit Nachdruck die Auffassung, dass die Arbeit mit Kindern und ihren Eltern einer der aussichtsreichsten und verheißungsvollsten Anknüpfungspunkte für die heutige missionarische Arbeit in der Gemeinde und in der Region ist. Dafür sprechen mehrere Faktoren:

- Kinder haben in der Regel nur geringe Probleme, die Schwelle zur Kirche zu überschreiten bzw. zu überkrabbeln;
- während für die meisten Menschen das Glockenläuten kein hinreichender Grund ist, eine Kirche aufzusuchen, ist es oft für eine ganze Großfamilie ein hinreichend guter Grund zum Kirchgang, wenn dort ein eigenes Kind in irgendeiner Funktion auftritt bzw. vorkommt;
- junge Eltern sind – wie gesagt – in besonderem Maß ansprechbar auf religiöse Fragen;
- viele junge Familien leben auf Grund der gesellschaftlich geforderten Mobilität häufig getrennt von ihren Herkunftsfamilien und haben deshalb kein soziales Netz, das sie in schwierigen Situationen auffängt; das stellt für taufende Gemeinden eine Aufgabe, Herausforderung und Chance dar;
- in diesem Zusammenhang (aber nicht nur in ihm) kann die Erfahrung gemacht werden, dass Menschen eher auf Mitarbeit anzusprechen und dafür zu gewinnen sind als auf die Inanspruchnahme unserer Verkündigungs- oder Seelsorgeangebote. Dabei würde ich im Pfarramt gerne auch den Versuch machen, ansprechbare Menschen – auch solche mit einer kirchen- und christentumskritischen Prägung – zur regelmäßigen oder gelegentlichen Mitwirkung an der Predigtvorbereitung einzuladen bzw. sie darum zu bitten.

Der andere große Anknüpfungspunkt ist meiner Beobachtung nach immer noch und immer wieder die Musik, sei es in Form von Kinderchören, von Musikunterricht und Musikgruppen, von anspruchsvollen Kantoreien sowie schließlich von klassischer Kirchenmusik in guter Qualität. An dieser Schnittstelle zwischen Kultur und Christentum finden Menschen immer wieder einmal einen Zugang zum Evangelium, der ihnen ansonsten versperrt bliebe.

---

<sup>2</sup> Analysen von Gemeinden, mit denen es aufwärts geht, Leipzig (2008) 2010<sup>3</sup>.

#### IV Parochie und Region als kirchliche Bezugsgrößen

Die christliche Kirche hat von ihrem Auftrag her eine natürliche Nähe zur Parochie, das heißt: zu einer Struktur kirchlicher Arbeit, die sich an der Präsenz und Erreichbarkeit für die Menschen orientiert, die „um eine Kirche herum“ wohnen und dort ihr alltägliches Leben führen. Das ergibt sich schon aus der Einsicht, dass die Kirche nach evangelischem Verständnis die Versammlung von Menschen um Wort und Sakrament ist. Dabei steht die Parochie als Gemeinde vor Ort nicht nur für die räumliche Nähe, die ein Erreichen des Gottesdienstes auch ohne Benutzung von Verkehrsmitteln ermöglicht, sondern auch für die Gemeinschaft des Lebens- und Erlebnisraumes, als Gemeinschaft der Kultur und der Sprache, durch die das menschliche Leben gestaltet wird und Menschen miteinander verbunden (oder voneinander getrennt) sind. Das ist der m. E. richtige und beherzigenswerte Aspekt der Parole: „Lasst die Kirche im Dorf!“ Aber diese Parole wird problematisch, wenn sie ihre eigenen (personellen, ökonomischen, strukturellen) Realisierungsbedingungen aus dem Blick verliert oder wenn sie das Nachbardorf und die Region nicht mehr in den Blick bekommt. Es gibt auch in der Kirche ein Denken, das sich weniger am kirchlichen Auftrag als an der Wahrung des eigenen Besitzstandes orientiert. Da wird die Gefahr, dass die Kirche in Gestalt der eigenen Gemeinde zum Selbstzweck wird, akut, und das ist eine große Gefahr.

Es gibt in diesem Zusammenhang zwei Gründe (einen negativen und einen positiven), die es heute verstärkt empfehlen, darüber nachzudenken, ob die Region (der Kirchenkreis, das Dekanat, der Kirchenbezirk, die Klasse etc.) Chancen für die Wahrnehmung des kirchlichen Auftrags bietet, die stärker als bisher genutzt werden könnten und – wo möglich – auch sollten. Dabei geht es heute um einen gegenüber den 80iger Jahren des vorigen Jahrhunderts veränderten Zugang zur Regionalisierung. Während damals meiner Wahrnehmung zufolge die „Stärkung der mittleren Ebene“ (so hieß das damals bei uns in der EKKW) unter dem Leitbegriff der Zentralisierung (und der durch sie erhofften Einsparung an Finanzmitteln und Personal) stand, geht es heute um etwas anderes, das ich einmal als „Austausch“ bezeichnen möchte.

Der negative Grund, der für ein Nachdenken in diese Richtung spricht, ist uns im Zusammenhang mit unserer bereits genannten Untersuchung „Wachsen gegen den Trend“ bewusst geworden. Er trägt einen kurzen Namen: „Neid“ und tritt fast immer dort auf, wo eine Gemeinde anfängt zahlenmäßig (und auch finanziell und strukturell) zu wachsen. Dieser Neid ist nicht nur anthropologisch leicht zu verstehen, sondern ist zu einem gewissen Teil auch nachvollziehbar zu erklären: Wachsende Gemeinden wachsen niemals nur aus dem kirchlichen Niemandsland, als aus dem Missionsgebiet oder aus dem „Off“, sondern sie wachsen immer auch aus Nachbargemeinden, die das Angebot oder die Atmosphäre attraktiver finden und sich darum umorientieren, u. U. sogar umgemeinden lassen, und das sind oft Personen, die bisher zu den Aktivposten gehörten. Das schmerzt, und das erzeugt oft Bitterkeit und – wie gesagt – Neid. Manchenorts ist es gelungen, dieses Problem vor Ort, d. h. in der Region gut zu bearbeiten und zu lösen, aber das ist eher die Ausnahme als die Regel. Kann an dagegen etwas tun? Wir haben in unserem Buch geschrieben: „In der Nachbarschaft sehen sich viele als Konkurrenten. Wurde dieses Denken überwunden, konnten einige Gemeinden Gewinn aus der Zusammenarbeit ziehen. *Hier besteht für die Zukunft eine besondere Aufgabe und Chance, wenn es gelingt, parochieübergreifende, gemeinsame Wachstumsprozesse in Kirchenkreisen zu initiieren*“.<sup>3</sup> Dieser letzte Satz, der von einer besonderen Aufgabe und Chance spricht, ist der einzige Satz in diesem Buch, der komplett kursiv gesetzt und damit deutlich hervorgehoben ist. Er hat auch die stärkste Resonanz hervorgerufen und zu ersten Praxisversuchen in dies Richtung geführt. Deshalb stehe ich auch aus Überzeugung zu diesem Denkansatz, und halte

---

<sup>3</sup> W. Härle u. a., Wachsen gegen den Trend. Analysen von Gemeinden, mit denen es aufwärts geht, Leipzig (2008) 2010<sup>3</sup>, S. 310.

das im Rückblick auf die drei Jahre seit dem Erscheinen dieses Buches auch nach wie vor – ja verstärkt – für einen richtigen, zukunftsweisenden Ansatz, aber dabei kommt es auf jedes Wort an, vor allem auf die Formulierung: „Wurde dieses [Konkurrenz-]Denken überwunden“ und die Rede von der „Chance, wenn es gelingt...“. Die Kategorie des Gelingens mit Bezug auf ein neues Denken ist m. E. ein ganz entscheidender Ansatz, der allerdings kirchenleitenden Interventionen und Anweisungen, vor allem aber dem Prinzip der Mehrheitsentscheidung ganz enge Grenzen setzt. Hier muss alles frei und freiwillig geschehen.

Der positive Grund stammt ebenfalls für meine Wahrnehmung aus wachsenden Gemeinden, die die Erfahrung machen, dass mit dem zahlenmäßigen Anwachsen eine solche Zunahme an Erwartungen an kirchliche Angebote verbunden sein kann, dass dies (trotz zusätzlicher Finanzmittel aus dem Spendenaufkommen und trotz zusätzlicher Personalstellen, die daraus finanziert werden) zu einer Überforderung der haupt-, neben- und ehrenamtlichen Mitarbeiter führen kann. Hier wird wohl etwas von der enorm gewachsenen Pluralität und Differenziertheit von Lebensstilen und Lebensformen spürbar, die mit dem o. g. Pluralismus einhergehen. Und auch hier bietet das Denken (und Fühlen) in einem regionalen Horizont eine Möglichkeit, das kirchliche Angebot zu verbreitern, vielleicht auch zu verbessern, ohne dass damit eine personelle, zeitliche Mehrbelastung verbunden sein muss. Das setzt voraus, dass es in der Region zu einem Austausch zwischen Gaben, Möglichkeiten und Grenzen kommt, den alle als einen Gewinn empfinden können, weil das quantitative und qualitative Wachstum der Region als ganzer zugute kommt – oder die dem entgegenstehenden Verluste und Erfahrungen von Misslingen ebenfalls gemeinsam getragen und verarbeitet werden können.

Wenn in diesem Bereich der Regionalisierung etwas gelingen soll, das sich für das kirchliche Leben als Segen erweist, dann kann das nur unter Respektierung des Grundsatzes der Freiwilligkeit bezogen auf alle Beteiligten und auf jeden Schritt geschehen. Deshalb werbe ich für eine Kirche, die sich inhaltlich und strukturell tatsächlich als „Kirche der Freiheit“ und das heißt in diesem Fall: als einladende Kirche versteht und die auch als solche erlebt werden kann. Es könnte ein wichtiges Element des visitierenden kirchenleitenden Handelns sein, angesichts zunehmend vielfältiger Erwartungen an die Kirche Prozesse des gemeinsamen Nachdenkens darüber anzustoßen, wo durch Zusammenarbeit in der Region eine Verbreiterung und Verbesserung kirchlicher Angebote ohne zusätzliche personelle und zeitliche Belastungen möglich ist. Damit würde dann die Region zu dem Ort, auf den sich das kirchliche Handeln bezieht und an dem es sich orientiert. Das setzt freilich mehreres voraus, worüber wir nicht verfügen, was wir also nicht in der Hand haben:

- a) eine belastbare (auch theologisch fundierte) Vertrauensbeziehung zwischen den Gemeinden und Pfarrern vor Ort,
- b) eine grundsätzliche Bereitschaft zum Abgeben und zum Übernehmen von Aufgaben in der Region und vor allem
- c) eine Haltung, wie Paul Gerhardt sie in einem seiner wunderbaren Lieder als Gebet formuliert hat, das einen festen Platz in möglichst vielen damit befassten Gremien bekommen sollte:

Laß mich mit Freuden ohn alles Neiden sehen den Segen,  
Den du wirst legen in meines Bruders und Nächsten Haus.  
Geiziges Brennen, unchristliches Rennen nach Gut mit Sünde  
Das tilge geschwinde von meinem Herzen und wirf es hinaus (EG 449,6).

*Prof. Dr. Wilfried Härle, Heidelberg*